Im Wien von heute.

Raimunds Hobellied: „Das Schicksal setzt den Hobel an und hobelt alles gleich" — ein Reflex der Wiener Stimmung.

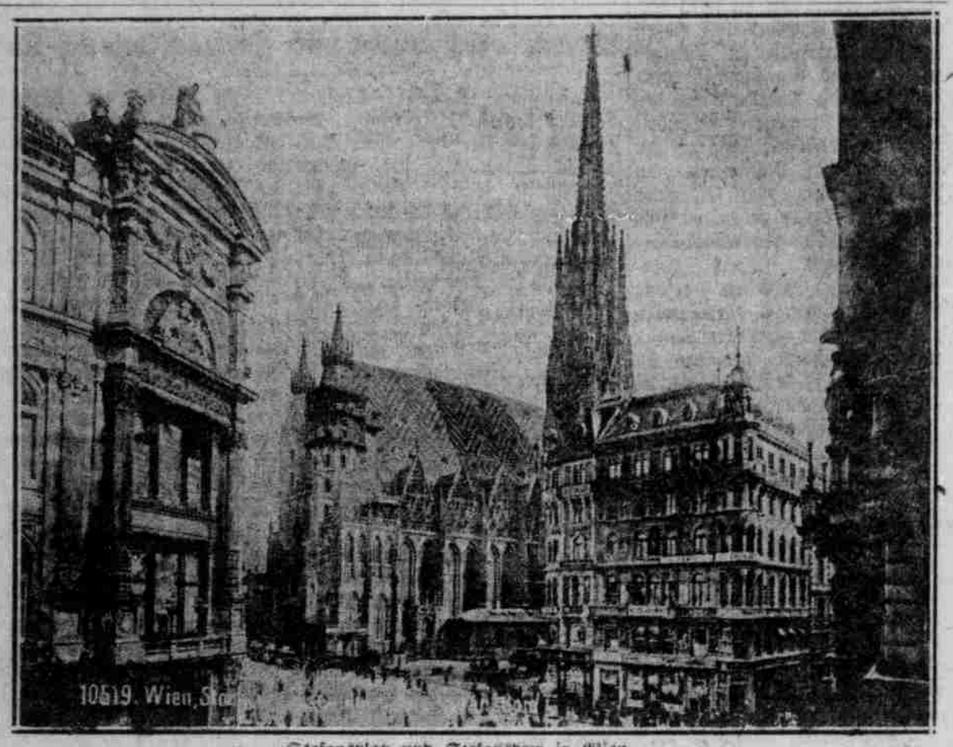
Auf der Rampe des Deutschen Volkstheaters, am Schnittpunkt der Bellariastraße und Burggasse, erhebt sich in heiterer Anmut das Denkmal des Wiener Volksdichters Ferdinand Raimund von Franz Vogl. Der Dichter, so scheint es, hat eben eine gute Stunde. Das Haupt in leichtem Sinnen ein wenig abwärts geneigt, ruht er auf einer Bank, hinter der die Gestalt der Phantasie, mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern und einem Zauberstab in der Rechten, ihm ihre innersten Gedanken zuflüstert. Vielleicht hat der Bildhauer jenen Augenblick erfaßt, da Raimund, aus den Tiefen der Volksseele schöpfend, seinem Verschwender das Leben gab und den Prachtkerl Valentin schuf, dessen Hobellied heute mehr denn je die alte Kaiserstadt durchklingt. Man kennt dieses schalkhaft-weisheitsvolle Lied ja auch in Deutschland zur Genüge. Valentin, der einstige Diener des verschwenderischen Grafen und spätere ehrsame Tischlermeister, hat Gutes und Schlimmes an sich und den Seinen in reichem Maße erfahren, und wenn das Leben ihn niederdrücken, wenn der angeborene Humor ihm abhanden kommen will, dann nimmt er seinen Hobel, führt damit über die rauhen Breiter und summt vor sich hin:

Da streiten sich die Leut herum
Wohl um den Wert des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nix . . .

Und der Schluß der Strophe klingt aus in dem wohl selbsterlebten, tiefen Bekenntnis: „Das Schicksal setzt den Hobel an und hobelt alles gleich . . ."

Ja, Valentins Hobellied, das keiner so innig und packend zu singen verstand wie der vor Jahresfrist verstorbene Alexander Girardi, ist heute gleichsam die Grundmelodie in dem von allen Seiten bedrängten Wien. Wie vieles und wie vielerlei Wertvolles ist in den wenigen Monaten republikanischer Gleichmacherei von ihm schon abgeschliffen worden, welche Veränderungen in seinem einst so sorglos-frohen, von Glanz und Schönheit verklärten Leben stehen ihm noch bevor! Der Sturz und die Flucht der letzten Habsburger, die in einem republikanischen Staatswesen ja freilich keinen Platz mehr hatten, war nur der Anfang des großen Abhobelns, dem die Stadt in diesen wirren Nachkriegszeiten ausgesetzt ist. Ueber Großes und Kleines, über Kostbares und Abständiges rauscht das unerbittliche Werkzeug hin, und die Späne flattern nach allen Seiten. Von dem Kleinen sollte zwar nicht viel gesprochen werden; doch das Volk hängt sein Herz daran und kann sich nur schwer von ihm trennen. Für viele Oesterreicher war bis vor kurzem der schwarze Doppeladler auf goldenem Grund ein liebes, oft gefeiertes Symbol. Er mußte fort, unwiederbringlich fort! Der Hobel schnitt ihm zunächst den einen Kopf ab. Dann setzten die neuen Reichsbaumeister ihm für die Krone Habsburgs einen Mauerkranz auf das noch übriggebliebene Haupt und drückten ihm an die Stelle von Reichsapfel und Zepter Hammer und Sichel in die gekrümmten Krallen. Nun soll das schwarze Tier urbi et orbi das Bürgertum, die Arbeiterschaft, den Bauernstand des neuen Freistaates verherrlichen, wie es früher die Größe der Doppelmonarchie zu vertreten hatte. Natürlich blieb die Metamorphose nicht ohne Nachahmung. Allenthalben verschwanden die doppelköpfigen Adler oder wurden durch neue, verbesserte ersetzt. Auch den wackern Briefkästen Wiens hat man kürzlich den Krieg erklärt. Obwohl das lachende Gelb der Behälter zweifellos aus der seligen Postkutschenzeit der Herren von Thurn und Taxis stammte, vermutete der junge Staat darin eine Anspielung auf das Schwarz-Gelb der bösen Monarchie und ließ sie feldgrau anstreichen. Nun sind die Kästen, die früher wie kleine Sonnen dem Suchenden entgegenstrahlten, in ihren Aschenbrödelliedern aus dem Straßenbild fast verschwunden, und wer einen Brief ihnen anvertrauen will, hat eine Forschungsreise nach den Entfärbten zu unternehmen.

Doch weit Größeres und Bedeutsameres als diese Alltäglichkeiten bedroht der rastlose Hobel. So fürchtet man kaum zu Unrecht für den Fortbestand der weithin berühmten Spanischen Reitschule. Die von Karl VI. geschaffene und von seinen Nachfolgen eifrig geförderte Anstalt zur Pflege edelster Reitkunst soll eingehen, weil dafür, wie es heißt, im demokratischen Staat kein Raum mehr sei. Und doch hängt das Herz der Wiener und vor allem der noch immer zahlreichen Sportfreunde an dieser Einrichtung und möchte sie unter allen Umständen der Gegenwart erhalten. Ein Aufheben der einstigen höfischen Schule hätte gleichzeitig die Einstellung der Lipizzaner Pferdezucht zur Folge, die die Stadt, den Staat und zahlreiche Ställe außer Landes mit edeln Gestütspferden versorgte und damit auch wirtschaftlich dem Lande nicht unerhebliche Einkünfte sicherte. Auch in der ganz und gar unpolitischen Kunst geistert es da und dort schon von Gleichmacherei und gründlichen Aenderungen. Die einzelnen Länder der heute zerfallenen Monarchie, vor allem Ungarn und Tschecho-Slowakien, mißgönnen Deutsch-Oesterreich den in der frühern Reichshauptstadt vereinigten Kunstbesitz und möchten, wenn das große Reinemachen beginnt, den vollen Anteil auch daran haben. Daß eine solche Zersplitterung der Sammlungen ein Unglück für die Kunst und die aus ihr gespeiste Kunstwissenschaft wäre, braucht wohl kaum betont zu werden. Zugleich würde Wien damit aber auch eines Ruhmestitels verlustig gehen, der ihm bisher einen nicht geringen Teil des heute wieder so dringend erwünschten Fremdenverkehrs gesichert hatte. Freilich, der Staat behandelt die Frage mit kühler Gelassenheit und möchte seine Ausgleichspolitik um keinen Preis durch künstlerische Einwände sich stören lassen. Erst wenn Wien einmal wirklich seiner besten Kunstschätze beraubt und auch auf diesem Gebiet verarmt sein solle, würde man — freilich zu spät — erkennen, wohin die Gleichmacherei in allem und jedem letzten Endes führt.



Stefansplatz und Stefansdom in Wien.

Und weiter, was soll aus den kostbaren Schlössern und Palästen werden, die von den immer baufrohen Habsburgern in Wien und seiner schönen Umgebung errichtet worden sind? Die wildesten Pläne haben sich schon an diese geschichtlichen Denkmäler gewagt, und niemand weiß, welches Los sie noch treffen wird. Ich schreite vom Vorort Hietzing zum nahen Schönbrunner Schloß aus Maria Theresiens Tagen hinüber. Durch ein geschmiedetes Gittertor führt der Weg in eine der schönsten Alleen Alt-Wiens mit streng verschnittenen Linden auf beiden Seiten. Wasser rauschen und plätschern im jungen Grün. Ein frisches Maillüftel kämmt die Wipfel der Bäume und trägt von unsichtbaren Beeten süßen Blütenduft zu mir. Plötzlich erweitert sich die Szene. Von grünen Hecken und schimmernden Marmorbildern umfaßt, dehnt sich ein Riesenplatz aus, an dessen Nordrand Schloß Schönbrunn wie ein Geschmeide aus Gold auf weichem Teppich ruht. Die dunkelgrünen Läden im gelben Bewurf der Wände sind dicht geschlossen. Ueber den anderthalb tausend Sälen und Kabinetten des weitausladenden Baus brütet die Stille der Einsamkeit. Nie mehr werden von diesem Altan im Mittelstock vornehme Herren und schöne Frauen zur weißen Neptungruppe im kleinen Weiher blicken oder von der geschweiften Freitreppe hinab in den Garten steigen, um bei der römischen Ruine und am heimeligversteckten Egeriabrunnen artige Worte miteinander zu tauschen. Ein Teil der Wirtschaftsgebäude ist heute schon an ärmere Leute vermietet; auch der bisherige Bürgermeister Wiens, der jetzt den Schauplatz seiner Tätigkeit verläßt, hat sich ein schmuckes Buonretiro für seinen Lebensabend dort ausgesucht. Man hofft jedoch, daß der schönste und wertvollste Teil des Schlosses samt dem Theater und der Kapelle in seiner heutigen Gestalt für immer erhalten bleibt, damit auch kommende Geschlechter sich seiner erfreuen und das Andenken an einen der glänzendsten Abschnitte der Landesgeschichte nicht blindlings zerstört wird. Auch über Hetzendorf, einem kleinern, lieblichen Schönbrunn im Süden der Stadt, und dem Schloß Belvedere aus der Zeit des Prinzen Eugen lagern die Schatten der Ungewißheit. Aus Hetzendorf wird man wohl einen Nützlichkeitsbau für Wohlfahrtszwecke machen. Um Belvedere aber wäre es schade, wenn dieser Prachtbau Hitzebrandt mit seinen Aufbauten, seinen stolzen Fassaden und schöngekuppelten Ecktürmen inmitten stilvoller Barockgärten der Zeit zum Opfer fiele. Vielleicht könnte die in dem frühern Gardehof des Schlosses schlecht und recht untergebrachte Staatsgalerie in das Hauptgebäude verlegt und damit den wertvollen Bildern — ich nenne nur Klingers Christus im Olymp, Uhdes Richard III., Böcklins Meeresidylle, Schwinds Rübezahl und die köstlichen kleinen Waldmüllers — ein würdigerer Raum geschaffen werden. Ueber andre Paläste hat das Schicksal bereits entschieden. Die einstige Wilhelminenburg auf dem Galizienberg im Nordwesten der Stadt, die dem Erzherzog Leopold Salvator zum Wohnsitz diente, ist den Kriegsinvaliden eingeräumt, die dort nach den Schrecken und Nöten des schweren Völkerringens auf freier, luftiger Höhe verdiente Ruhe genießen. Auch Laxenburg, das kaiserliche Lustschloß südöstlich von Mödling im flachen Land, wird über kurz oder lang ein Kriegerheim werden. Hoffentlich wird aber hier das Geschichtlich-Wertvolle der Nachwelt erhalten und namentlich an die kostbaren Altertümer im Inner der wasserumrauschten Franzenburg nicht gerührt. Oder sollte die heutige Republik für die Erlesenheiten der dortigen Schatzkammer, für die reichen getäfelten Decken in den Empfangssälen, für die schimmernde Marmorverkleidung des Speiseraums, für die entzückende Traulichkeit der Josefstube, das goldbegierte Schreibzimmer der einstigen Schloßherrin und die hunderterlei andern reizvollen Dinge keinen Sinn haben und alles beseitigen wollen, nur um einigen hundert wohnungsbedürftigen Menschen Unterkunft zu schaffen? Ein gründliches Abhobeln dieser Kleinodien wäre nichts anderes als Barbarei, der die verantwortlichen Staatsleiter sich sicherlich nicht schuldig machen wollen.

Die Sorgen um unersetzbares Kulturgut, das in Gefahr steht, dem nimmermüden Staatshobel zum Opfer zu fallen, sind aber auch sonst nicht gering. Jeder, der Wien mit offenen Augen einmal durchwandert hat, erinnert sich, daß die Stadt neben den Kaiserpalästen und Schlössern des Erzhauses auch sonst noch zahlreiche fürstliche Bauten aus glänzender Zeit besitzt. Man braucht nur die Schlösser der Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg, des Herzogs von Koburg, des Markgrafen Pallavicini, der Grafen Schönborn, Harrach und Landoronski, der Rothschilds u. a. zu nennen. Jedes für sich ein Schmuckstück in deutschem Barock und alle zusammen wertvollste Zeugnisse für die reiche Vergangenheit Wiens. Was soll aus ihnen werden? Ein schlimmes neues Gesetz hat unlängst bestimmt, daß dem Staat jederzeit das Recht zustehe, derartige „Luxusbauten" je nach Bedürfnis kostenlos zu enteignen, und sozialistische Phantasten träumen heute schon von der restlosen Hergabe dieser Schlösser zur „Steurung der Wohnungsnot". Kein Wunder, daß die Adelskreise des Landes von banger Sorge erfüllt sind, daß niemand weiß, ob der Staat das Eigentumsrecht des einzelnen achten, oder, dem wilden Vorgang Ungarns folgend, mit rauher Hand in alterworbenen Besitz eingreifen wird. Ueberhaupt der Wiener Adel! Er durchlebt gegenwärtig besonders böse und ruhelose Tage. Zwar hat die Revolution das Leben der Aristokraten verschont und den französischen Blutrausch von 1789 nicht aufkommen lassen. Was aber ist sonst geschehen? Die Güter der einstigen „Stützen des Throns" sind nach dem obenerwähnten Gesetz, das ausdrücklich ein Gesetz der „Sühne" sein soll, so gut wie vogelfrei; ihnen selbst hat man ohne Rücksicht auf historisch Gewordenes den Adel abgesprochen und ein Weiterführen der Titel mit hohen Strafen belegt. Ich hatte in letzter Zeit mehrfach Gelegenheit, mit einigen der so Bedrohten über das alles zu sprechen. Der Wiener liebt die leichte Selbstverspottung auch bei ernsthaften Dingen. „Ich glaube nicht, daß der Adel auf diese Weise endgültig ausgerottet werden kann", meinte einer mit seiner Ironie; „ein besseres Mittel, ihn ums Leben zu bringen, wäre, man erklärte sämtliche Bürger Wiens für adelig." Und wirklich, was nützt die Abschaffung der Baronie, die schroffe Verstümmelung überkommener Namen? Den Geist und die zweifellos alte Kultur dieser Kreise wird man durch solche Aeußerlichkeit nicht aus der Welt schaffen. Gewiß haben manche von ihnen sich am Volk versündigt und in den Schicksalsjahren des Landes Schweres verschuldet. Doch ebenso sicher ist, daß viele, wenn nicht mehr, an Oesterreichs Niederbruch ganz schuldlos sind und mit den andern Volksgenossen das Unglück der Heimat in tiefer Seele beklagen. Und dann vergesse man nicht, daß gerade beim deutschen Adel des Landes viel teures Kulturgut bewahrt wird, das man nicht ohne Not preisgibt. Ich kann mir darum auch nicht denken, daß der Staat diese Kreise für immer in den Schmollwinkel gestellt wissen will. Politisch werden sie ja nicht mehr schaden, nachdem die Monarchie als ihr einstiger glänzender Mittelpunkt für immer beseitigt ist; auch keinerlei Sonderrechte auf Kosten des Volkes werden sie mehr beanspruchen können, noch dürfen, wohl aber kann der Adel, wie alle entwickelten Kreise des Bürgertums, in kultureller Hinsicht Dienste leisten und dem emporstrebenden Volke auf manchem Wege zur Lebenserhöhung mit Führer sein.

Ist dieser Gedanke nur ein loser Traum, der an der harten Wirklichkeit elend zersplittert? Wird der Schicksalshobel, der heute über alle Lande fährt und alles einebnen, gleichmachen will, auch in Zukunft keine Entwicklung des einzelnen zu voller Persönlichkeit, zu selbsterkämpfter Lebenshöhe dulden? Soll nur die Masse herrschen und der einzelne sich ratlos ihr unterordnen? Wo bliebe dann aber der Fortschritt, wo die Entwicklung, an die doch jeder glauben soll, der es gut mit dem Volke und dem Lande meint? Vielleicht kann auf diese Fragen noch einmal Ferdinand Raimund Antwort geben. Ich sehe ihn vor mir auf seiner Steinbank im jungen Grün des Wiener Lenzes. Wenn ich nicht irre, lächelt er jetzt sogar ein wenig in alles Sinnen und Dichten hinein. Und hinter ihm steht Meister Valentin, der fröhliche Tischler, und sprudelt die zweite Strophe des Hobelliedes heraus:

Die Jugend will stets mit Gewalt
Im Alter klüger sein,
Doch wird man erst im Alter alt,
Da schickt man sich schon drein . . .

Jawohl, aufs Sichhineinschicken, aufs gegenseitige Achten und Dulden, darauf kommt es an im Leben. Was heute noch jung und umsturzlustig ist, wird morgen und übermorgen schon älter sein und gerechter urteilen. Dann wird der zischende Hobel der Gleichmacherei wohl auch zur Seite gelegt werden und das über den Alltag Emporstrebende und Freischeinwickelnde nicht mehr hindern . . .

Der Brillantschmuck.

Herr X. ist ein ehrsamer „Butcher", der es verstanden hat, die durch den Krieg geschaffene Konjunktur auszunutzen; das Resultat seines tiefen Verständnisses für Zeit und Menschen war ein siebenstelliges. Er hatte mit großer Geistesgegenwart rechtzeitig eine Fleischkonservenfabrik eingerichtet und glänzende Geschäfte gemacht — von ihm aus hätte der Krieg noch Jahrzehnte dauern können. Im Vollgefühle seines unerwarteten Besitzes hatte er seiner getreuen und geschäftstüchtigen Ehehälfte gestattet, einen Wunsch zu äußern. Die Brave, die früher den Kochlöffel geschwungen hat, wünschte sich in aller Bescheidenheit einen — Brillantschmuck, wie ihr ein solcher beim Juwelier Soundso schon lange entgegengeblitzt hat. Mit Rücksicht auf die gemachten Kriegsgewinne und den in sicherer Aussicht stehenden Friedensnutzen, da überall hungrige Menschen wohnen und überall der Fleischvorrat knapp ist, wurde der Wunsch gewährt und freudestrahlend eilte die Wurstgewaltige zum Juwelier. Der Schmuck kostet fünftausend Dollars! Das ist ein bißchen viel, aber — wozu verwaltet sie denn die Kasse! Kurz entschlossen zahlt sie dreitausend Dollars an und schließt mit dem Juwelier das Kompromiß, daß dieser dem Ehemann eine Rechnung über zweitausend Dollars zustellen soll. Mit der Rechnung und seinem Check auf zweitausend Dollars spricht der biedere Fleischermeister und Konservenfabrikant auf dem Wege zum Schlachthofe beim Juwelier vor und erstreckt den Schmuck, den er in der Eile mit zum Schlachthaus nimmt und nach Geschäftserledigung seiner treuen Ehehälfte feierlich überreichen will. In dem Schlachthaus kann er es sich doch nicht verkneifen, ein bißchen mit dem strahlenden Schmuck zu prahlen und dabei bescheiden zu gestehen, daß er zweitausend Dollars für „seine Olle" angelegt habe. Ein Kollege von ihm, der einen schärferen Blick für Brillanten hat, spricht verschämt den Wunsch aus, den Schmuck zu besitzen, und bietet zweitausendfünfhundert Dollars. Nicht für eine Million will unser biederer Meister den Schmuck, die Sehnsucht seiner Gattin, hergeben. Als aber der schämige Kollege dreitausend Dollars bietet, rührt sich in unserem Meister der Geschäftsmann, und er sagt zu. Der Kollege zieht sein Checkbuch aus der Tasche, füllt ein Formular auf dreitausend Dollars aus und ersteht den Schmuck. Der andere zieht von dannen, in dem Hochgefühl, ein feines Geschäft gemacht zu haben.

Zu Hause stürzt er gleich zu Muttern und beginnt, den Vorgang zu erzählen. Aber kaum ist er bei der triumphierenden Wendung angelangt: „Und der Schafskopf zahlt mir wahrhaftig bare dreitausend Dollars dafür!" — da geschieht zu seiner höchsten Bestürzung das Ungeheuerliche, daß seine nichts weniger als nervenschwache Gattin mit einem heftigen Schrei ohnmächtig zusammenbricht.

Hänschen.

Skizze von Dorothee Goebeler.

Es war irgend etwas los, Lotte merkte es auf den ersten Blick. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Was gibt es denn? Sie mochte nicht fragen. Sie stand sich nicht gut mit den Kolleginnen. Neidische Gesellschaft! Nichts gönnten sie ihr! Daß sie sich gut anzuziehen verstand, war ihnen schon lange ein Dorn im Auge, und nun noch die Sache mit Fritz Hamacher — ja, natürlich — die war die Hauptsache. Den reichen Bankier aus dem Nachbargeschäft, den hätte wohl jede gern selbst gehabt. Ob sie am Ende herausgekriegt hatten, daß sie am Sonntag mit ihm im Kabarett gewesen und nachher noch im Café?

Nun, mochten sie immerhin! Sie warf den hübschen Kopf trotzig zurück und setzte sich mit einem kurzen Gruß an ihre Schreibmaschine.

Aber die Arbeit wollte ihr nicht wie sonst von der Hand. Ihre Gedanken gingen fremde Wege. Eigentlich hatte Fritz Hamacher recht. Grüßlich war diese ganze Kontorarbeit. Wenn man die einmal nicht mehr nötig hätte!

Und warum sollte der Tag nicht kommen, wo das der Fall war? Lotte lächelte vor sich hin. Frau Fritz Hamacher — das klang ganz hübsch. Es hing auch noch sonst manches Hübsche daran; alles, was Geld und Gut gewähren kann, um ein Leben glücklich zu machen. Glücklich! Sie schreckte unwillkürlich zusammen, — aber schon im nächsten Augenblick zuckte sie die Achseln. Nun ja, der Mann war vierzig oder auch schon darüber hinaus, und hatte Nerven und Rheumatismus und noch manch anderes von den schönen Dingen, die sich einstellen bei denen, die vom Leben zuviel kennengelernt.

Lieben? — Sie lachte etwas höhnisch auf. Nein, einer, den man lieben konnte, war Fritz Hamacher wirklich nicht. Zwei blaue Augen leuchten plötzlich vor ihr auf, wie lange war es her, daß sie vom Nebenpult alltäglich zu ihr herüber gegrüßt? Daß ein gutes, ehrliches Jungengesicht — nein — fort damit, was sollte das? Und wenn man den Fritz nicht lieben konnte, er wenigstens war verliebt — ach, wie verliebt! — In Lottes Augen glomm ein stolzes Leuchten auf, und wollte er ihr nicht alles zu Füßen legen? Seinen Reichtum, sich selber — und da sollte man nein sagen?

„Fräulein Lotte!" Die Stimme der blonden Buchhalterin schreckte sie aus ihren Zukunfts-Träumen. „Fräulein Lotte, denken Sie nur — er ist wieder da!"

„Und das Eiserne Kreuz hat er, und sogar erster Klasse", fiel Trude, ihre Gefährtin, ein; und Emmy rief begeistert: „Es ist ja auch ein wahres Heldenstück gewesen, das er vollführt — da unten vor Verdun. Es hat ja auch in der Zeitung gestanden."

„Wenn ich nur erst wüßte, von wem die Rede ist", sagte Lotte eisig.

„Von wem? Ach so!" Die drei Mädchen lachten durcheinander. „Nun von Hans Dittmar!" rief die kleine Trude.

„Von?" — In Lottes Gesicht schoß ein glühendes Rot, aber sie faßte sich rasch und sagte kurz und hochmütig: „Ach, von dem — Hänschen!"

„Nun, ich denke, Sie können ganz ruhig wieder Hans sagen!" meinte Trude schnippisch. „Er hat wirklich bewiesen, daß er ein ganzer Mann ist."

„Ich habe ihn nie für etwas anderes gehalten", sagte die Buchhalterin ernst.

„Nein, spielte die sich auf. Es kribbelte Lotte in den Fingern, den kältesten Hohn legte sie in ihre Stimme: „Na, da wird seine Mutter ja froh sein, daß sie es endlich wieder hat, ihr — Hänschen!"

„Ich weiß nicht, ob sie sich freuen würde." Die Stimme der andern wurde immer ernster. „Sein linker Arm ist nämlich zerschossen — und außerdem — ist seine Mutter tot."

„Ach!" Das war ein Naturlaut, der über Lottes Lippen kam, und es lag ein jähes Erschrecken und viel heimliches Sorgen darin.

„Er liegt im Lazarett, draußen am Tiergarten", fuhr Trude fort. „Wir wollen morgen hinaus zu ihm. Sie kommen doch mit, Fräulein Lotte? Er hat nämlich geschrieben, wir möchten doch mal kommen — und er hat ausdrücklich gebeten, daß wir alle kommen sollen." Sie betonte das „alle" stark und schob Lotte eine Postkarte hin.

Aber Lotte griff nicht danach. Sie bückte sich nach einem Blatt Papier, das sie eigentlich gar nichts anging. Nur die andern nicht merken lassen, wie ihr zumute war. Ueberhaupt, das fehlte ja noch, mit denen zusammen zu Hans Dittmar gehen! Sie sagte kühl: „Danke, ich kann nicht. Ich habe für morgen schon eine Einladung."

Lotte schob ein neues Blatt in die Maschine, aber die Buchstaben tanzten vor ihren Blicken. Also Hans Dittmar war wieder da, und „alle" sollten sie zu ihm kommen — alle — das hieß natürlich vor allem — sie. Nun, er mochte lange warten. Ach nein, sie hatte auch ihren Stolz. Und seine Mutter war tot? Wie mochte er's tragen? Ein warmes, weiches Gefühl wollte in ihr aufsteigen, sie schüttelte es gewaltsam ab. Nein — nicht daran denken.

Sie dachte aber doch daran, und es war ihr, als sähe sie ihn wieder vor sich. Hübsche Augen — ja, die hatte es gehabt — gute Augen — das Hänschen!

Wer hatte den Spitznamen aufgebracht im Frühling? War sie das gewesen? Hatte sie ihn zum Hohn gemacht, den Namen, den seine Mutter ihm gegeben? Wirklich sie?

Ach was, er hatte ihn verdient! Hängt ein Mann von siebenundzwanzig Jahren noch so an Mutters Schürzenband? Hat sein Mädel lieb und will Sonntags nicht mit ihr ausgehen, will am Abend nicht mal mit ins Kino oder zu einem einfachen Glas Bier — weil er zu seiner Mutter muß. Will das Mädel mit zu seiner Mutter nehmen, weil die nicht sein kann ohne ihn — ihr Hänschen. Als ob man darum arbeitet tagsüber, um abends bei 'ner alten Frau zu sitzen!

„Wenn du je gewußt hättest, was es heißt, eine Mutter haben, Lotte!" War das nicht Hans Dittmars Stimme neben ihr? Ein Schluchzen stieg in ihr hoch und überwand ihren Trotz. Nein, sie hatte es nie gewußt! Ein Waisenkind, herumgestoßen, fremd unter Fremden, von klein auf. Ach, das war es ja gerade gewesen, was sie so selig machte, als sich Hans Dittmars Herz ihr zugewandt hatte. Endlich einer, der zu ihr gehörte!

Und dann war sie doch in die zweite Reihe gestellt — für seine Mutter! Wieder stieg der Zorn in ihr hoch, der brennende Zorn verletzter Eigenliebe, der sie damals erfaßt, als er das Pfingstfest nicht mit ihr allein verleben wollte, nicht mal das Pfingstfest, als sie auch da ihn teilen sollte mit der alten Frau.

Nein, es war recht gewesen, daß sie sich von ihm gewandt, daß sie ihm nicht einmal einen Abschiedsgruß gegönnt hatte, als er fortgemußt ins Feld. Ihr das zu bieten, der hübschen, vielbegehrten Lotte Körner, um die sich jetzt sogar Fritz Hamacher bewarb — Fritz Hamacher, mit dem sie morgen nach Potsdam fuhr, um sicher als seine Braut zurückzukehren! — Ach, wenn es nur erst morgen wäre!

Und es wurde morgen, und Lotte war pünktlich zur Stelle, aber Fritz Hamacher war es nicht. Sie sah nach der Uhr; gleich halb elf. Das sah ihm ja ähnlich. Früh aufstehen war seine Sache nicht! Er hatte gleich gebrummt, als sie bat, mit dem Frühzug zu fahren. Er mußte morgens seine Ruhe haben, sonst revoltierten seine Nerven. Aber wandern war ja freilich Fritz Hamachers Sache nicht, das „griff ihn auch an". Was griff den denn überhaupt nicht an? Ob Hans Dittmar jetzt auch so war? Ein Recht darauf hatte er am Ende nach allem, was er durchgemacht. Aber — nein, weshalb denn nur das ewige Erinnern an Hans Dittmar?

Ihr Herz klopfte auf einmal wie rasend, aber sie kam nicht weiter in ihren Gedanken, denn unten an der Bahnhofstreppe tauchte Fritz Hamacher auf.

Was trödelte er denn so die Treppen herauf? Ach so — beim Treppensteigen blieb ihm die Luft weg. Es war schon reizend! Wie schlottrig ihm überhaupt der Anzug saß. Hatte sie das sonst nie gesehen? Wenn man sich daneben den Hans dachte, zum Beispiel — Ach was jetzt! Keine Vergleiche mehr. Und sie ging ihrem Verehrer mit raschem Schritt entgegen. Ihr Gruß klang mau-lig: „So spät?"

Ihre schlechte Laune schien ansteckend zu wirken, oder hatte Fritz Hamacher schon seine eigene mitgebracht? Er sagte ärgerlich: „Spät? Es ist ohnehin unerhört, daß du mich so früh herausgejagt hast, Lotte, und ich bin auch so töricht und sage zu, wo ich doch weiß, ich halte es nicht aus."

„Wenn du Soldat wirst, müßtest du noch viel mehr aushalten", sie sagte es nicht laut, das wagte sie doch noch nicht, aber sie grollte es in sich hinein. Was sollte denn nun werden?

Fritz Hamacher schob seinen Arm unter den ihren: „Nun komm rüber in die Weinstube, jetzt wollen wir erst mal ordentlich frühstücken." Er lachte und wandte sich der Straße zu. Lotte trottelte neben ihm her. Sie war tief verstimmt. Mißmutig und schweigsam saß sie neben ihm, kaum daß sie an dem Wein nippte, der vor ihr stand. Sie sah auf den Platz hinaus, über den die Menschen zum Bahnhof strömten. Wenn man da mittönnte, hinaus in die sonnenlachende Welt, jung und froh sein mit den Jungen. Grüßlich war ja der Mensch hier neben ihr mit seiner unfrischen nörgelnden Art. Da, jetzt zankte er schon wieder mit dem Kellner, es zog ihm, die warme Luft, die von draußen hereinkam, war ihm zu kalt. Und dessen Frau wollte sie werden? Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen. Nie würde sie das tun, und wenn er noch viel reicher wäre. Nie, nie, nie! Fort können, frei werden von dem, nur fort. Wie fing man das an?

Aber Fritz Hamacher, der beim Wein seine Laune wieder gefunden und von alledem, was in ihr revoltierte, offenbar keine Ahnung hatte, rückte näher und nahm ihre Hand und tätschelte sie: „So, Lotte, das war für den ersten Hunger, und nun nehmen wir uns ein Auto und fahren los."

„So, wohin denn?"

Er beugte sich zu ihr. Mit verliebtem Blick sah er sie an, und unwillkürlich bog sie sich zurück. Es war etwas in diesem Blick, das sie erschauern ließ. Er flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Lotte, ich hab' ein molliges Heim, draußen im Grunewald!"

„Ja!?" — Sie starrte ihn an.

„Lotte" — sein Atem streifte ihr Gesicht: „Lotte, was wollen wir denn in Potsdam — unter all den fremden Menschen? Komm zu mir, Lotte — bei mir!"

„Das heißt, ich soll Sie besuchen, Herr Hamacher?"

„Schrei doch nicht so, was sollen denn die Menschen denken!" — Er faßte ihre Hand fester und wieder flüsternd: „Es braucht es ja niemand zu erfahren, Lotte — niemals." —

„Auch das noch!" — Sie schrie auf. Mit einer brüsken Bewegung schob sie ihn zurück und sprang auf. Ihr Gesicht glühte. Ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, ohne sich um das verwunderte Aufhorchen der anderen Gäste zu kümmern, riß sie ihr Jackett vom Riegel und stürmte hinaus. —

* * *

War das wirklich sie, die da inmitten des fröhlichen Menschenschwarms auf der Straße stand? Sie, die mit so stolzen Träumen ausgezogen, und die man nun behandelt, als sei sie eine Dirne.

Das also hatte er von ihr gewollt. Und sie hatte geglaubt — er würde — Frau Fritz Hamacher — sie lachte schrill auf.

Wenn die Mädel im Geschäft das herausbekämen! Vielleicht wußten sie es auch schon und saßen jetzt bei Hans Dittmar und spotteten mit ihm gemeinsam über sie.

Aber nein — das tat Hans Dittmar nicht. Sie sah sein Gesicht wieder vor sich, seine hübschen, hellen Jungenaugen. Spotten und höhnen? Nein, das konnten diese Augen nicht, nur traurig blicken, so traurig wie damals, als sie ihn verlacht hatte, um der Liebe zu seiner alten Mutter willen.

Groß, riesengroß erhob sich vor ihr ihre Schuld. Verloren war, was ihr Glück gewesen, verloren der Mann, den sie geliebt und noch immer liebte, heißer denn je, heute, wo sie ihn erst ganz verstand.

Ihn nur noch einmal sehen, nur ganz fern, ob das nicht wenigstens möglich war? Vielleicht hatte das Lazarett einen Garten, vielleicht war er darin bei diesem klaren Sonnenschein. Zögernd erst und dann schneller und immer schneller schlug sie die Richtung ein.

Und nun stand sie am Tor und sah durch die Gitterstäbe in die grüne Wildnis, die wirklich das Haus umfing — der, den sie suchte, war nicht darin. Den Kopf tief gesenkt, wandte sie sich wieder zur Stadt zurück.

„Lotte?" sagte da auf einmal eine Stimme hinter ihr. „Wirklich, doch noch, Lotte?"

Sie drehte sich um und schrie auf: „Hans, Hans!" Und wurde rot und verbesserte sich: „Ach nein, Herr Dittmar!"

Aber der Mann, der da offenbar eben aus dem Tiergarten herübergekommen war und nun so groß und stattlich vor ihr stand und ihre ganze Gestalt mit einem einzigen strahlenden Blick umfaßte, der Mann zog sie an sich mit seinem gesunden Arm und sagte: „Nein, Hans, Lotte, nun du gekommen bist, wieder Hans, und dein Hans, für immer, wenn du nur willst."

Und es war ihr gar nicht wunderlich, daß sie plötzlich an seinem Herzen lag und das Gesicht an seiner Brust barg, lachend und weinend zugleich und in Gefühl einer ungeheuren Seligkeit.

Aber dann auf einmal kam es ihr wieder: „Du darfst nicht. Du bist seiner nicht mehr wert." Sie schob ihn zurück und rief: „Nein, nein, so nicht", und warf sich doch wieder an sein Herz und beichtete ihm alles.

„Und nun schick mich fort, Hans, sag es nur, daß du mich verachtest."

Aber des Mannes Gesicht war hell geworden. Er hatte sie in einen der stillen Parkwege gezogen. Da blieb er stehen und hob ihren Kopf zu sich empor und sagte: „Ich hab es gewußt, daß du dich zurückfinden würdest, Lotte, bleiben darfst du aber nur unter einer Bedingung." Und als er das angstvolle Aufleuchten ihrer Augen sah: „Mit dem Namen mußt du mich nennen, den du mir einst zum Spott gabst, und der mir doch der liebste ist, weil mich mit ihm die Mutter rief. Es ruft mich niemand mehr damit, seitdem sie in der Erde ruht. Wirst du es tun, Lotte?" Ein Beben lag in seiner Stimme.

Aber das Mädchen sah zu ihm auf, und alles Weh und alle Innigkeit ihrer lange bekämpften Seele löste sich auf in einem Jubelruf: „Hänschen!"

„Ewige Liebe."

Eines Tages förderte der Künstler aus der Tiefe seiner Seele alles zutage, was an stummem Schmerz darin gefangen war. Und daraus formte er ein Werk: „Ewige Liebe".

Aus Qual, aus Traum, aus unerlöster Sehnsucht war dies Werk geformt, mit wunden Händen.

Mit dieser seiner Schöpfung ging er zu dem Weibe, das er über alles liebte im Leben, und legte sie ihm still, in Demut, zu Füßen.

Doch das Weib sprach: „Was soll ich mit deinem Werk? Willst du mich gewinnen, so geh' damit auf den Jahrmarkt der Eitelkeiten und sieh zu, wo dir die Leute dafür bieten. Und wo du von ihnen bekommst, das soll mir dienen, mir, meiner Schönheit und meiner Macht. Dann erst will ich dir gehören."

Der Künstler nahm sein Werk und ging damit auf den Markt, auf den bunten lärmenden Jahrmarkt der Eitelkeiten. Die einen eilten hastig und gleichgültig vorüber, andere blieben stehen, nur um ihn zu verspotten, ihn und seines Schmerzes Frucht.

Und keiner öffnete die Hand. Da zerbrach der Künstler laut lachend das Denkmal „Ewige Liebe", und aus den Trümmern seiner Bitternis und seiner Not bildete er ein neues Werk: „Die Lust des Augenblicks".

Jetzt drängten sich die Menschen um ihn; sie schmeichelten ihm und priesen ihn und sein Werk, und überreich floß der Zoll der Anerkennung und des Erfolges in seine Taschen. Beladen damit kehrte der Künstler zu dem Weib zurück, zu dem Weib, das er über alles liebte im Leben. Und das Weib küßte ihn und sagte: „Nun hast du mich gewonnen, nun will ich dir gehören, auf immer."

Da weinte der Künstler und sprach: „Nun gehörst du mir. Aber ich gehöre mir nicht mehr. Ich habe aufgehört, ein Künstler zu sein, um der Lust des Augenblicks will."

Und Trauer war und Ekel in seinem Herzen.